

**Die Aufgabe der Apologetik in der Gegenwart (1915)**

Wenn man mit Verwundeten spricht und Feldpostbriefe liest, so ist man erstaunt, was für verschiedene, ja entgegengesetzte Wirkungen der Krieg auf die Seele des Menschen ausübt. Ein Arbeiter schreibt an den Obermeister seiner Fabrik auf einer Feldpostkarte: "Die besten Grüße vom Schlachtfeld im tiefsten Frankreich sendet Ihr Arbeiter Friedrich Schneider. Hier liegen wir schon mehrere Tage den verbündeten feindlichen Streitkräften gegenüber in gegenseitiger Verschanzung. Wenn noch einer im Geschäft sein sollte, der an Gott zweifelt, den schicken Sie hierher; eine einzige Nacht im Granatfeuer, und ich bin überzeugt, der Mann ist bekehrt und lernt beten." Diese Zeilen sind im Schützengraben geschrieben. Ganz entgegengesetzt ist die Stimmung, in der ein junger Fähnrich, der frisch vom Gymnasium in den Krieg kam, den Sturmangriff schildert, der ihm um ein Haar das Leben gekostet hätte: "Ich stürme los. Da, ratsch, mir wird es dunkel vor den Augen (Kopfschuß!). Doch hatte ich ungelogen das schönste Gefühl, denn ich schwebte langsam zum Himmel empor; ich dachte, nun ist es vorbei. Na, dachte ich, so kannst du nicht totgehen, und so rief ich denn noch ein: Mit Gott für König und Vaterland! Da ein Gefühl eines unsanften Fallens. Da es mir doch ziemlich weh tat, als mir jemand den Helm abnahm (um den Notverband anzulegen), fing ich an zu singen: 'Wir fürchten nicht, ja nicht, den Donner der Kanonen, wir fürchten nicht, ja nicht, den Tod fürs Vaterland.' Ich wußte nämlich immer noch nicht: Gehst du nun drauf oder nicht? Sehen konnte ich nichts. Mein Gesicht war überlaufen von Blut... Das ist eben der Krieg, einige famose friedliche Tage, dann Schlachttag, liebe Menschen fallen, dann wieder Glückstag, Sonne, Regen, Sonne!"

Offenbar hat in Tausenden von Fällen die seelische Hochspannung des Schützengrabenkriegs, das Liegen im feindlichen Granatfeuer Atheisten in ganz kurzer Zeit in betende Gotteskinder verwandelt. Aber ebensooft erzeugt das Wetter der Schlachten jene wilde Freude an der Gefahr, jene Rauflust und Abenteuerlust, wie sie durch Detlev v. Liliencrons Kriegslieder hindurchklingt. Das Leben wird wie ein wilder Tanz am Abgrund aufgefaßt. Heute schwelgt man bei Wein, Weib, Gesang. Morgen stürzt man sich mit derselben Leidenschaft ins Gewühl der Schlacht. "Sonne, Regen, Sonne!" Wo die Seele nicht mehr dieses Feuer der Jugend hat, kann die alltägliche Todesgefahr auch einen apathischen Zustand erzeugen. Als während der Französischen Revolution in Paris die Hinrichtungen alltäglich wurden und die Leute schließlich mit einem Witz auf den Lippen ihren Kopf auf den Block legten, da sagte einer der Führer der Revolution mit Sorge: *Nous avons demoralisé la guillotine*. Wir haben die Guillotine um ihre moralische Wirkung gebracht. So kann auch heute noch die alltägliche Todesgefahr demoralisierend wirken, Menschen hervorbringen, die allen Schrecken des Daseins gegenüber stumpf und abgebrüht sind. Dieser Seelenzustand entsteht überall da, wo Menschen in einem Beruf stehen, der sie täglich in Todesgefahr bringt. Man denke an die Gladiatoren in Rom, die Landsknechte des Mittelalters, die Soldateska des Dreißigjährigen Kriegs.

Aber welches auch immer die Wirkung sein mag, die der Krieg auf unsere Seele ausübt, auf alle Fälle nötigt er uns, mit dem Gedanken an den Tod und an das, was nach dem Tod kommt, uns irgendwie auseinanderzusetzen. Damit ist aber die letzte Frage der Weltanschauung aufgerollt. Wir verstehen es nicht, wenn ein Offizier aus dem Felde schreibt: "Meine ja nicht, in dem furchtbaren Handeln, das uns auferlegt ist, seien die theoretischen Fragen zurückgedrängt; sie werden uns besonders dringlich" (s. D. Häring, *Das Rätsel des Kriegs*, S. 3). Wenn man sieht, wie ein Kamerad um den anderen hinüberfährt über den dunklen

Strom, da blickt man unwillkürlich mit fragenden Gedanken in das Dunkel, in dem der Nachen des Todes verschwindet. Das Schreckliche des Todes liegt ja nicht darin, daß der Körper dabei vielleicht von einer Granate zerrissen wird. Es liegt nicht in dem Schmerz, der mit dem Sterben verbunden ist. Das Sterben in der Schlacht ist vielleicht der leichteste Tod, den es gibt. "Da findet man Gesellschaft fein, fallen mit wie Kräuter im Maien." Es ist vorgekommen, daß Leute im Schlaf, an einen Baum gelehnt, von einer Kugel getroffen wurden und starben, ohne daß sich ihr Gesichtsausdruck verändert hätte. Der Schrecken des Todes liegt in etwas ganz anderem. Es ist das drückende Rätsel, das im Monolog Hamlets zum Ausdruck kommt: "Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod, vor jenem unentdeckten Land, aus dem kein Wanderer wiederkehrt, den Willen irrt, daß wir die Übel, die wir haben, lieber ertragen, als zu unbekanntem fliehn." Wir wissen nicht, was in dem unentdeckten Land, dem wir entgegengehen, unser wartet, was aus unserem Selbst, unserem persönlichen Leben wird. Ja noch schlimmer, wir haben es auch nicht in der Gewalt, was dort aus uns wird. Wir müssen uns gewißermaßen selbst aus der Hand geben. Wir werden wehrlos, mit gebundenen Händen, einem Unbekannten ausgeliefert. "Denn wer ertrüg' der Zeiten Spott und Geißel, der Mächt'gen Druck, der Stolzen Mißhandlungen ... wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte mit einer Nadel bloß." Wir können nur unsern Körper töten, aber nicht unser Bewußtsein auslöschen und damit uns selbst in Ruhstand setzen. Wen die unbekannte Gewalt, der wir nach dem Tode wehrlos in die Arme fallen, unser Bewußtsein auslöscht, können wir nichts dazu tun, es zu erhalten. Wenn sie aber unser Bewußtsein noch erhält, ja steigert und erweitert, können wir nichts tun, um es auszulöschen.

Darum drängt sich angesichts des Todes jedem die Frage furchtbar stark auf: Was ist das für eine Gewalt, der wir da mit gebundenen Händen in die Arme fallen? Und die Antwort lautet auf jeden Fall: Es ist die Macht, die das Ganze der Welt bewegt und beherrscht, mag das nun ein toter Mechanismus sein, dessen Räderwerk mich zermalmt, oder ein blinder, bewußtloser Lebensdrang, der immer neue Artentwicklungen hervortreibt, der aber über mein individuelles Leben zur Tagesordnung übergeht, für den mein Leben nicht mehr wert ist als das Leben einer Fliege, oder eine lebendige Person, der ich in die Arme falle, wie jener Soldat aus dem Felde schrieb: "Wenn ich falle, tiefer kann ich ja nicht fallen, als in Gottes Schoß."

Damit ist die Zentralfrage der Weltanschauung aufgeworfen: Welches ist die Macht, die das Weltganze bewegt? Eine Antwort auf diese Frage zu finden, also eine Aussage über das Weltganze zu machen, wird uns heutigen Menschen viel schwerer, als es den Menschen einer früheren Zeit geworden ist. Denn seit den wissenschaftlichen Entdeckungen, die mit dem neuen astronomischen Weltbild des Kopernikus einsetzten, hat das Weltganze so ungeheure Dimensionen angenommen, daß es unübersehbar geworden ist. Im vorkopernikanischen Weltbild stand der Mensch und die Menschengeschichte im Zentrum des abgeschlossenen und leicht übersehbaren Weltganzen. Sonne, Mond und Sterne waren die freundlichen Himmelslichter, die das Schauspiel der Menschengeschichte beleuchteten, dem Menschen den Weg über das Meer zeigten und seine Lebensstage, Monate und Jahre regierten. Solange sich das ganze Weltall um die Erde drehte, fühlte sich der Erdbewohner ohne weiteres als Zentralgeschöpf des Kosmos. Die Menschengeschichte war die Weltgeschichte. Wie das, was in Paris geschieht, ohne weiteres maßgebend ist für ganz Frankreich, so war auch das, was im Menschen geschah, maßgebend für das Weltganze und konnte als Grundlage dienen für Aussagen über dieses Ganze. Daß der Mensch einen Geist hatte, sich frei vorkam, ein Gesetz des Handelns in sich trug und sehnsüchtig über den Sternen ein übermächtiges Wesen suchte, "ein Herz, wie seins, sich der Bedrängten zu erbarmen", das war eine sichere Grundlage für den Schluß: Also muß das Weltganze diesen Anlagen und Bedürfnissen des Menschen entsprechen. Denn wenn die Welt von irgendeinem einheitlichen Gesetz beherrscht sein soll, so darf die Welt nicht im Widerspruch

stehen mit dem Zentralwesen, um das sie sich dreht. Der Kreis und sein Mittelpunkt müssen miteinander übereinstimmen. Wir dürfen also den Schluß ziehen, auf den Zimmermann S.J. in seiner vielgelesenen Schrift "Der Gottesbeweis des Weltkrieges" den Gottesglauben aufbaut: Die Anlage auf Gott ist von allen menschlichen Anlagen die höchste. Da schon die niedrigen Anlagen, zum Beispiel der Hunger des Leibes, Befriedigung finden, wieviel mehr die höheren! Also ist Gott. Wenn wir die herrlichen Glaubenszeugnisse sammeln, die allein in diesem Krieg Tausende von Menschen abgelegt haben, so haben wir einen "ethnographischen Zeugenbeweis" für das Dasein Gottes.

Der wissenschaftliche Wert dieser Beweisführung, die im Mittelalter eine große Rolle gespielt hatte, brach mit einem Schlage zusammen, als sich seit der Zeit von Giordano Bruno der Welthorizont ins Unermeßliche erweiterte und der Mensch seine Stellung im Weltmittelpunkt verlor. Nicht nur die Erde hatte aufgehört, die Weltzentrale zu sein. Auch die Sonne war kein Weltmittelpunkt mehr, sondern ein Fixstern unter andern Fixsternen. Nun stand man plötzlich vor einer unübersehbaren Fülle nicht nur von Sternen, sondern von Sonnensystemen, vor ganzen "Sternströmen", "Sternstrudeln", wie sie der Astronom Herschel in der Milchstraße entdeckte. Man sah Welten in allen Stadien der Entwicklung, junge werdende Welten im Nebelzustand, halberstartete Welten mit flüssigem Kern und harter Rinde und alte, völlig erstorbene Welten. Und was das schlimmste war, der Versuch, sich über dieses unermeßliche Ganze durch Messung und Berechnung einen wissenschaftlichen Überblick zu verschaffen, führte zu einer Grenze, die nicht mehr überschritten werden konnte. Die Grenze der Meßbarkeit ist eine Entfernung von etwa siebzig Lichtjahren. (Das Licht legt dreihundert Tausend Kilometer in der Sekunde zurück.) Jeder Stern, der weiter entfernt ist, ist für die Messung unerreichbar, mag er nun hundert oder zehntausend Lichtjahre entfernt sein. Die sechstausend Jahre, die die sogenannte "Weltgeschichte" auf unserem Planeten bisher gedauert hat, sind also vielleicht nur ein Teil der Zeit, die das Licht eines fernen Weltkörpers braucht, um bis zu uns zu gelangen. Damit ist der Zusammenhang zerrissen, der vorher zwischen den Tatsachen des Menschenlebens und dem Gang des Weltganzen bestanden hatte. Denn wenn man sich jetzt in das Wesen des Menschen und den Gang der Menschengeschichte versenkte, so befand man sich dabei nicht mehr im Zentrum des Weltalls, wo die Fäden des Ganzen zusammenliefen, sondern auf einem Sandkorn einer unübersehbaren Sandwüste. Jetzt konnte ein Weltkrieg wie der jetzige sechsundachtzig Millionen Quadratkilometer der Erde mit blutigen Schrecknissen erfüllen, der Riesenmechanismus des Weltalls arbeitete weiter, ohne sich in seinem Gang dadurch stören zu lassen. Ja, die ganze Menschheitsgeschichte konnte aufhören, ein Komet konnte auf die Erde auftreffen und ihr ein Ende machen, auf den Gang des Ganzen hatte dieses kleine Ereignis nur einen unbedeutenden Einfluß. Vorher war die Frage nach dem Wesen des Weltganzen unzertrennlich verbunden gewesen mit der Frage nach dem Wesen des Menschen und dem Gang der Menschengeschichte. Jetzt war der Faden zerrissen zwischen diesen beiden höchsten Fragen der Wissenschaft. Damit war für die Lösung der religiösen Frage nach dem Sinn des Daseins eine vollständig veränderte Lage geschaffen. Solange der Mensch noch die Hauptrolle auf der Bühne des kleinen Welttheaters spielte, konnte das Nachdenken über die religiöse Frage nur darin bestehen, daß man aus dem Wesen und der Geschichte des Menschen auf den Sinn des Weltganzen schloß. Wollte man unter diesen Umständen den Glauben begründen, daß es einen lebendigen Gott gibt, so mußte diese Begründung von dem Gedanken ausgehen: Der Mensch unterscheidet sich durch seine höhere Veranlagung von der ganzen übrigen Naturwelt; da er zugleich im Mittelpunkt des Ganzen steht, so muß dieses Ganze von einem Willen beherrscht sein, der die Welt zum Zweck des Menschen geschaffen hat und dafür sorgt, daß der Mensch das Ziel erreicht, für das er durch seine höhere Anlage bestimmt ist. Diese alte Begründung des Gottesglaubens beruhte also darauf, daß das Adelsvorrecht des Menschen, seine Verschiedenheit von der ganzen übrigen Natur, eine von der Wissenschaft anerkannte Tatsache blieb. Sobald die Verschiedenheit

des Menschen von der übrigen organischen und anorganischen Natur bestritten wurde, sobald die Mauern der Königsburg bestürmt wurden, die den Menschen von der übrigen Natur abschlossen, so schwankte auch die Wirklichkeit des lebendigen Gottes. Nun sind es ja drei Mauern, die die Königsburg umschließen, in der der Mensch thronet. Die äußerste Umwallung ist der unüberbrückbare Unterschied zwischen der lebendigen und leblosen Natur, also die Wahrheit: Ein Lebewesen läßt sich niemals in einer chemischen Retorte herstellen, das organische Leben, dessen höchste Blüte der Mensch ist, ist ein Wunder, es läßt sich nicht aus physikalischen oder chemischen Gesetzen, sondern aus einer schöpferischen Tat erklären. Die zweite Mauer ist der Unterschied zwischen Mensch und Tier, die Wahrheit, daß der Mensch nicht vom Affen abstammen kann, sondern diesem gegenüber eine Neuschöpfung darstellt. Die dritte Mauer, die das innerste Heiligtum der Königsburg umschließt, ist die Freiheit des Menschengesistes, seines Wollens und Denkens von den Gesetzen, die die Natur beherrschen, seine Selbständigkeit gegenüber dem ursächlichen Zusammenhang des Naturgeschehens. Erweitern wir diese drei Aussagen über das Verhältnis zwischen Mensch und Natur zu einer Gesamtanschauung über das Weltgeschehen, so erhalten wir das Bild eines dreifach übereinandergestuften Geschehens: Zu unterst das anorganische Geschehen der leblosen Natur, beherrscht von mechanischen Gesetzen, darüber die Sphäre des Lebens, durchwaltet vom Prinzip der aufsteigenden Entwicklung, über dem Ganzen des Naturgeschehens aber, wenn auch mannigfach in dasselbe verflochten, das freie Handeln der Menschheit oder die Geschichte, bestimmt durch die Eigenart von Persönlichkeiten.

Die scharfe Unterscheidung zwischen diesen drei Arten des Geschehens war die Grundlage der alten Begründung des Gottesglaubens. Auf dieser Unterscheidung ruhte der königliche Anspruch des Menschen auf eine Lenkung des Weltlaufes zu seinen Zwecken. Das wissenschaftliche Recht dieser Unterscheidung ist durch die neuere Forschung nicht widerlegt worden. Im Gegenteil. Gerade die neueste Forschung steht dieser Unterscheidung wieder konservativer gegenüber als ihr die Wissenschaft vor vierzig Jahren gegenüberstand. Ein Physiologe wie Max Verworn hält es bis auf weiteres für völlig ausgeschlossen, auch nur die einfachsten Lebensfunktionen aus den Gesetzen der anorganischen Welt zu erklären. Ein Psychologe wie Wilhelm Wundt sieht sich genötigt, für das Geistesleben des Menschen eigene Gesetze anzunehmen, die sich nicht auf die allgemeinen Gesetze des organischen Lebens zurückführen lassen. Aber diese konservative Anerkennung des Unterschiedes zwischen dem Menschengesist und der organischen und anorganischen Natur hat für die Entscheidung der höchsten Weltanschauungsfrage nicht mehr die Bedeutung, die sie in früheren Zeiten gehabt hätte. Denn wenn sich der Mensch nicht mehr in der Zentralstelle befindet, wo alle Fäden zusammenlaufen, sondern in der unübersehbaren Wüste des Ganzen wie ein Stäubchen verschwindet, so ist der Weg unendlich viel weiter geworden, den ein Schluß vom Menschen auf das Weltganze zurücklegen muß. Ein solcher Schluß ist nicht unmöglich geworden. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir aus der Gestalt eines Sandkörnchens einen Schluß ziehen können auf die Stürme, die die Sandmassen der Wüste durcheinander wirbeln. Aber unser Denken muß einen weiten Weg zurücklegen, um von der verschwindenden Einzelercheinung zum unermeßlichen Ganzen zu kommen. Wie Kant in seiner Kritik der Gottesbeweise gezeigt hat, kommt auch die umfassendste wissenschaftliche Beobachtung niemals über einen Ausschnitt aus dem Weltganzen hinaus. Wollen wir von diesem begrenzten Beobachtungsfeld aus zu Aussagen über das Ganze gelangen, so müssen wir von der kleinen Insel abstoßen, die sich übersehen läßt, und ein dunkles, unermeßliches Meer durchfahren. Sobald wir uns bereit machen, zu sterben und der Macht in die Hände zu fallen, die das Ganze trägt, empfinden wir es unwillkürlich: Zwischen uns und dem Ganzen flutet ein Meer, das weder unsere wissenschaftliche Forschung durchschwimmen, noch unser Denken überfliegen kann.

Damit sind wir zunächst zu einer Ablehnung des Versuches gekommen, den Gottesglauben auf innermenschliche Tatsachen zu gründen. Auf den ersten Blick kann es so scheinen, als hätten wir damit, wie der französische Ministerpräsident Viviani sich in der Kammerrede vom 8. November 1906 ausdrückte, "mit einer prachtvollen Geste die Lichter des Himmels ausgelöscht" oder doch in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt, in eine unerreichbare Ferne gerückt. Aber entspricht es nicht vielleicht gerade dem Wesen der christlichen Wahrheit, daß sie auf dem Wege menschlichen Forschens und Denkens unerreichbar ist? Das wird sich herausstellen, wenn wir die Frage aufwerfen: Was ergibt sich aus dem Wesen des christlichen Glaubens für die Begründung, auf der dieser Glaube ruht? Wenn Christen von der unsichtbaren Wirklichkeit zeugten, von der sie lebten, nämlich von der "Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist", so haben sie immer zwei Aussagen über diese Wirklichkeit gemacht: 1. "Weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn." 2. Diese unsichtbare Wirklichkeit verpflichtet uns zu einer bedingungslosen Hingabe. Was folgt aus diesen beiden Aussagen für die Begründung des Christenglaubens?

Wenn wir gewiß sind, daß uns nicht nur nichts Gegenwärtiges, sondern auch nichts Zukünftiges von der Liebe Gottes scheiden kann, die uns Christus erschlossen hat, so kann diese Gewißheit auf nichts ruhen, was die Erfahrungswissenschaft über den bisherigen Lauf der Welt festgestellt hat. Denn die Erfahrungswissenschaft kann ja immer nur erforschen, was bisher geschehen ist. Über das, was künftig geschehen wird, kann sie nur Vermutungen aufstellen. Sie kann niemals mit Sicherheit in die Zukunft blicken. Wir können also zwar im Blick auf die bisherige Geschichte der Welt auf Grund eines umfassenden wissenschaftlichen Beweismaterials sagen: Nirgends ist ein Volk gefunden worden, das nicht in irgendeiner Form die Anlage zur Religion in sich trug. Die geistig am höchsten stehenden und weltgeschichtlich bedeutendsten Völker haben ihre sittliche Kraft aus dem Glauben an den Einen persönlichen Gott genommen. Nur müde, absterbende Völker haben im buddhistischen Nirwana Trost gesucht oder sind einem entnervenden Zweifel an jeder übersinnlichen Wirklichkeit anheimgefallen. Geister ersten Ranges haben auf den Höhen der Geschichte sich zum Gottesglauben bekannt, und Tausende von Unglücklichen, Schiffbrüchigen und Zerschlagenen sind durch diesen Glauben vor der Verzweiflung bewahrt worden. Aber alle diese Tatsachen, so wichtig sie sind, gehören doch immer nur der Vergangenheit und Gegenwart an. Es läßt sich darum wissenschaftlich niemals mit Sicherheit feststellen, ob sie sich in der Zukunft wiederholen werden. Das religiöse Bedürfnis, so allgemein es bisher noch verbreitet ist, könnte im Schwinden begriffen sein und einmal ganz aussterben. Die Weltgeschichte könnte Völkern die Oberhand geben, die nicht mehr an Gott glauben. Die herrlichen Erfahrungen, die einzelne Menschen mit dem Evangelium gemacht haben, könnten aufhören und allmählich in Vergessenheit geraten. Nun gehört es aber gerade zum Wesen des Glaubens, daß wir wissen: die unsichtbare Wirklichkeit, auf die wir vertrauen, kann uns durch nichts geraubt werden, was die Zukunft bringt. Mag kommen, was da will, mag die ganze Welt in Trümmer gehen und die ganze Menschengeschichte mit allen Erfahrungen, die in ihr gemacht worden sind, vom Erdboden weggefegt werden, um anderen Weltgestaltungen Platz zu machen, nichts Zukünftiges kann uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist. Der Glaube macht uns ganz unabhängig von der Welt. Er macht uns frei von jeder Angst vor der Zukunft, vor allem, was kommende Zeiten und künftige Weltgestaltungen bringen mögen. Sobald unser Glaube von einem Tatbestand abhängt, über dessen Sein oder Nichtsein die wissenschaftliche Welterforschung entscheidet, ist zwischen uns und Gott eine weltliche Macht getreten, die den Schlüssel zum Allerheiligsten in der Hand hat. Diese weltliche Macht ist die wissenschaftliche Forschung. Von ihr hängt es dann ab, ob uns die Tür zum Allerheiligsten geöffnet oder

verschlossen ist. Dann können wir im Gebet nicht wirklich mit Gott allein sein, wie Jesus gebietet, wenn er sagt, in einem Kämmerlein zu beten, das von innen verriegelt ist. Denn es hat sich eine fremde Macht in das Kämmerlein eingeschlichen, die wie ein Geheimpolizist in der Ecke des Raumes lauert und jeden Augenblick die Befugnis hat, den Gottesdienst aufzuheben. Statt uns ganz mit Gott zu beschäftigen, schielen wir dann unwillkürlich nach jener fremden Gewalt hinüber, von der das Recht unseres Gottesglaubens jeden Augenblick abhängt, nach der wissenschaftlichen Forschung, deren fortschreitende Arbeit mit jedem Jahr neue Ergebnisse zutage fördert, die der Begründung des Glaubens gefährlich werden können. Bald ist es ein Schädelknochenfund aus der Eiszeit, der die Existenz eines Zwischenglieds zwischen Mensch und Affe zu beweisen scheint. Bald sind es rechnende Pferde und sprechende Hunde, die die Sonderstellung des Menschengeistes in Frage stellen.

Soll uns weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges von der Liebe Gottes scheiden können, so müssen wir völlig unabhängig sein von diesen wechselnden Ergebnissen der Erfahrungswissenschaft.

Zu demselben Resultat werden wir aber geführt, wenn wir die zweite Aussage beachten, die die Christen zu allen Zeiten über den Inhalt ihres Glaubens gemacht haben: Er verpflichtet uns zu einer bedingungslosen Hingabe. Sobald in meinem Bund mit Gott die Klausel aufgenommen ist, daß der Vertrag unter gewissen Umständen gekündigt werden kann, etwa dann, wenn es Gott zu schlimm mit mir macht, dann handelt es sich bei diesem Bunde überhaupt nicht um Gott und um Glauben, sondern um ein ganz gewöhnliches Geschäftsverhältnis, das auf Leistung und Gegenleistung beruht und jeden Augenblick gekündigt werden kann, sobald der Kontrahent seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, seine Zahlungen einstellt oder seine Lieferungsfrist nicht einhält. Die Hingabe an Gott ist immer rückhaltlos, erfolgt auf Gnade und Ungnade, ist unabhängig von allem, was geschehen mag. Die Hingabe des Glaubens hat darum immer die unendliche Leidenschaft der ersten Liebe. Wo das Feuer der ersten Liebe brennt, da wird es als Verrat am Heiligsten empfunden, wenn als Beweggrund zur Hingabe an die geliebte Person etwa die Tatsache geltend gemacht wird, daß sie "eine gute Partie sei", aus einer bei den Menschen hoch angesehenen Familie stammt. Der wahre Liebhaber hat eine sehr feine Empfindung dafür, daß jeder derartige Beweggrund, wenn er auch nur als Nebenton mitklingt, die ganze Hingabe verdirbt. Er empfindet den Reichtum der Geliebten unter Umständen als störendes Hindernis, er wünscht vielleicht, sie wäre arm und er dürfte sie aus dem Schmutz einer verachteten Familie heben, nur damit um jeden Preis jenes beschmutzende Nebenmotiv ferngehalten werde. Wenn wir uns darum Christus bedingungslos hingeben wollen, so darf bei dieser Hingabe nicht irgendein irdischer Tatbestand als Beweggrund mitwirken, etwa die nachweisbare Überlegenheit des Menschengeistes über die Natur, die Übereinstimmung des Evangeliums mit den Bedürfnissen aller Menschen, der Siegeszug des Christentums durch die Völkerwelt. Die Wirklichkeit, die uns Christus aufschließt, muß vielmehr ein Stern sein, der mit eigenem Lichte leuchtet, auch wenn er von dunkler Nacht umgeben wäre, der also sein Licht von keiner außer ihm liegenden Sonne zu empfangen braucht.

So sind wir von zwei Seiten her zu dem Ergebnis geführt worden: Jede Begründung unseres Glaubens auf einen irdischen Tatbestand, auf ein Ergebnis der Erfahrungswissenschaft, steht im Widerspruch mit dem innersten Wesen des Christentums, sobald diese Begründung irgendwie als Beweggrund des Glaubens in die Waagschale fällt. Es ist also nicht ein Mangel unseres Glaubens, den wir durch allerlei Verteidigungskünste verdecken müßten, daß wir beim Versuch, ihn durch Schlüsse aus unserer engbegrenzten Erfahrungswelt zu erreichen, vor dem Ozean stehen, den unsere Forscherarbeit nicht durchfahren und unser Denken nicht überfliegen kann. Im Gegenteil. Es gehört gerade zur Majestät

Gottes, daß er auf diesem Weg unnahbar ist. Nur wenn wir zerschlagen und schuldbeladen uns ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, tritt er uns nahe. Dann aber ist er uns so nahe, daß uns nichts von ihm scheiden kann, daß sich kein Ergebnis der Wissenschaft zwischen uns und ihn eindringen kann.

So prägt die Zeit, da der Tod fast in jeder Familie Ernte hält, uns zunächst einmal den unendlichen Abstand ein zwischen dem kleinen Erfahrungsgebiet, das unsere Menschenwissenschaft mit ihrer Froschperspektive übersieht, und jener Macht über das Weltganze, der wir nach dem Tode auf Gnade und Ungnade in die Arme fallen. Der Ernst des Todes nimmt alle selbsterachteten Begründungen des Gottesglaubens hinweg. Aber auch wenn wir nicht unmittelbar in Todesgefahr sind und nur die Tatsachen dieses Weltkrieges selbst auf uns wirken lassen, so müssen wir sagen: Noch nie hat etwas so gründlich mit den morschen Stützen des Gottesglaubens aufgeräumt, wie das, was jetzt tagtäglich mit der Wucht der Tatsächlichkeit auf uns eindringt! Wo ist der Adel des Menschen geblieben, seine Erhabenheit über das Tier und den tierischen Existenzkampf, wenn auf dem Boden des höchstentwickelten Menschentums Wehrlose vergewaltigt und verstümmelt und alle Mittel des grausamsten Vernichtungskampfes angewandt werden! "Der Genius der Menschheit verhüllt trauernd sein Haupt." Goethes Glaube an die angeborene Herzengüte des Menschen ist erschüttert. Und wie steht es mit den kulturellen Früchten des Glaubens an einen persönlichen Gott, der schon seit so vielen Jahrhunderten zum Gemeingut der weißen Rasse gehört! Wie manchmal ist in der Mission, z.B. der indischen Religion gegenüber, auf die veredelnde Kraft dieses Glaubens als Beweis seiner Wahrheit hingewiesen worden. Schon der Russisch-Japanische Krieg hatte diesen Beweis in Frage gestellt. Heidnische Farbige haben über christliche Weiße gesiegt. Aber erst dieser Krieg hat den Nimbus des christlichen Europa vor dem heidnischen Asien und Afrika vollends gänzlich zerstört. Schwarze haben deutsche Missionare und ihre Frauen ins Gefängnis transportiert. Heiden hat man auf den europäischen Kriegsschauplatz geschleppt, wo sie Zeugen der Kriegsgreuel auf dem Boden des christlichen Europa geworden sind. Wir christlichen Europäer sind vor den Heiden gründlich entlarvt und können uns nie mehr rohen Negerhäuptlingen oder räuberischen Kurden gegenüber auf unsere Gesittung berufen. Und welche Rolle hat das große englische Weltmissionsvolk gespielt, das sich für das Volk Gottes hielt!

Aber auch der Glaube an Gottes Vorsehung und Lenkung des Menschenschicksals ist nie auf eine schwerere Belastungsprobe gestellt worden, als durch diesen Krieg. Der einzelne ist wehrlos dem Feuer der seelenlos arbeitenden Massenvernichtungsmaschinen ausgesetzt, die ohne Ansehen der Person niedermähen, was in ihren Bereich kommt. Keine Formel menschlichen Denkens will mehr ausreichen, um diese massenvernichtende Notwendigkeit zusammenzureimen mit der Freiheit und individuellen Führung des einzelnen.

So hat uns die rauhe Wirklichkeit dieses Krieges zunächst alle moralischen Stützen des Gottesglaubens genommen und den Abgrund unendlich tief gemacht zwischen unseren Menschengedanken über Gott, unseren menschlichen Begründungen seines Daseins und Gott selbst. Aber dieses Negative schließt etwas Positives in sich. Gerade wenn wir in die Nacht hineinsehen, die sich vor unserem Geiste auftut, sobald er denkend zu den letzten Weltgründen vordringen will, schließt sich unser Ohr auf für das, was Gott uns wirklich zu sagen hat. Luther sagt in seiner Römerbrief-Vorlesung, die uns erst seit einigen Jahren zugänglich geworden ist: "Nur der wird reich gemacht, der arm ist ..., nur das wird vollgefüllt, was leer ist..., darum laßt uns zu Gott sagen: O wie gern sind wir leer, damit du voll seist in uns... Wie gern bin ich Sünder, damit du in mir gerechtfertigt wirst, wie gern unweise, damit du meine Weisheit seist." Dann unterscheidet Luther zwei Arten von Gottlosen, "Gottlose rechter Hand" (*dextrales impii*) und "Gottlose linker

Hand" (*sinistrales impij*). Die Gottlosen linker Hand erkennen Gott nicht, weil sie durch das Sichtbare und die Eitelkeit ihrer Begierde geblendet sind und darum den unsichtbaren Gott nicht erkennen können. Die Gottlosen rechter Hand glauben durch ihre eigene Vernunft, Weisheit und Gerechtigkeit Gott finden zu können. Ihr eigenes Denken über Gott steht dem Eindringen des göttlichen Lichtes im Wege. Für das Verständnis der Offenbarung Gottes im Evangelium ist also nach Luther eine Gottesidee, die wir uns mit unserer eigenen Vernunft zurechtgemacht haben, ein ebenso großes Hindernis wie der Atheismus. Denn nur, wer ganz arm, ganz "leere Tafel" (*tabula rasa*) geworden ist, der ist in dem Seelenzustand, in dem wir Gott sehen können. Es ist, wie wenn wir erst mit Hilfe einer blendenden Azetylenlaterne unseren Weg im Dunkel gesucht haben. Plötzlich versagt der Apparat, und wir stehen erst in absoluter Finsternis. Aber nur kurze Zeit. Denn gerade dadurch, daß das eigene Licht erloschen ist und das Auge sich an die Dunkelheit gewöhnen muß, vergrößern sich die Pupillen, und wir sehen tief hinein in den Weltraum, der über und über von Sternen erhellt ist. Wenn die Erfahrungswelt um uns in Dunkel versinkt und uns die Nacht umhüllt, in die alle Schlüsse hineinführen, die wir von unserem Beobachtungsfeld auf das Ganze ziehen wollten, dann geht uns gerade in diesem Dunkel das Auge auf für die Tiefen des Weltganzen, und der Sinn für die wahre Wirklichkeit erwacht.

Das ist es, was uns in dieser großen Zeit der Todesbereitschaft ungeheuer eindrücklich wird. Man sieht jetzt manchmal in den Lazaretten Verwundete, deren Gesichter noch ganz jung und rotwangig sind, deren Augen aber einen seltsam tiefen, gleichsam weltfernen Blick haben. Sie haben das Leben von der Gegenseite gesehen. Was diese jungen Leute erlebt haben, ist vielleicht am besten in den Worten des Oberlehrers in Karl Busses vielgelesener Kriegserzählung "Trittchen" ausgedrückt: "Als wir da wochenlang unter dem grauen Himmel lagen, nahe dem Tod und dem Feind, und es immer so weiterging, da war es, als löste sich fremd und schmerzlos wie ein Kleid alles von uns ab, was wir früher gewesen waren und weit hinter uns zurückgelassen hatten. Es sank schattenhaft in irgendwelche Dämmerung. Nahe waren uns der Feind und der Tod. Aber fern, fern war das Leben, aus dem wir gekommen waren. Manchmal zog ich meinen Faust hervor, um darin zu lesen, wenn die Knallerei für ein paar Stunden aufgehört hatte. Aber ich schäme mich fast, es zu sagen, es kam eine Stunde, wo auch er mich verließ. Er sank langsam mit der Welt zurück, aus deren schönsten Säften und Kräften er gewonnen ist. Er knüpfte sich an Bedingungen und Voraussetzungen, die uns unter den Füßen verschwunden waren."

In diesem Seelenzustand, in welchem die Außenseite des Erdendaseins ihren bestrickenden Reiz für uns verloren hat, geht uns ein zweites Gesicht auf, ein Blick in das Innere der Wirklichkeit, ein Hellsehen, das nur im Dunkeln erwacht, wenn wir nicht mehr geblendet sind durch die Farbenpracht der Erde. In Friedenszeiten wird dieser Seelenzustand und das, was uns in diesem Zustand aufgeht, nur selten in solcher Reinheit erlebt wie im Kriege. Denn im Frieden sind die Menschen entweder gesund; dann gehen sie im Leben auf und denken nicht an den Tod. Oder sie sind krank und müssen sich auf den Tod gefaßt machen; dann ist in den meisten Fällen ihr Geist durch Körperschwäche, langes Siechtum oder Schmerzen so getrübt, daß man geneigt ist, die Vorstellungen, an die sie sich beim Zusammenbruch ihrer Kräfte klammern, nicht ganz ernst zu nehmen, sondern als Ausgeburten eines gebrochenen Geisteszustandes anzusehen. Hier im Kriege aber stehen kerngesunde junge Männer in voller Geistesklarheit wochenlang, monatelang am Rand des Abgrundes, auf der Messerscheide zwischen dem Tal des Todes und dem Tal des Lebens, jeden Augenblick bereit, in das eine oder in das andere der beiden Täler hinabzusteigen. Sie stehen auf dem Gipfel, von dem aus man das Ganze des Gebirges überblickt, die grünen, sanft ansteigenden Matten auf der einen Seite und den Steilabfall auf der entgegengesetzten Seite. Sie sehen beide Seiten des Daseins zugleich. Sie befinden sich an der Stelle, von der aus man am unbefangenen beurteilen kann, was, aufs



Ganze des Daseins gesehen, wahrhaft groß und wirklich ist. So kommen im Krieg Tausende in den Zustand, den in Friedenszeiten nur einzelne zur Reflexion neigende Geister erreicht haben, z.B. Tolstoi, der in seiner "Beichte" erzählt, er sei auf der Höhe seines Lebens mit fünfzig Jahren, als kerngesunder, reicher, glücklich verheirateter Gutsbesitzer mitten in seinen Gedanken an die Wirtschaft, die ihn ganz beschäftigten, plötzlich von der Frage überfallen worden: Wenn du alles erreicht hast, was du in diesem Leben erreichen wolltest, und der Tod kommt, was dann? Wozu dann alles? Solange wir vom Leben berauscht sind, sehen wir diese Frage nicht. Wir sind vollständig ausgefüllt durch die Freude oder die alle Kräfte anspannende Aufgabe des Augenblicks. Wir finden darum unser menschliches Dasein in schönster Ordnung und alles, was sich große Menschen über den Zweck des Lebens ausgedacht haben, erhebend und begeisternd. Sobald wir aber nicht mehr vom Leben berauscht, sondern nüchtern geworden sind, verschwindet die Täuschung, die eine Folge der Berauschung war. Die Frage kommt zum Bewußtsein, die hinter dem Ganzen steht, und der Wirklichkeitssinn erwacht. Es entsteht eine klare Unterscheidungsfähigkeit. Wir unterscheiden zwischen dem, was Wirklichkeit ist, und allem, was bloß Gedanke, Begriff, Abstraktion, System, Theologie ist. Wir unterscheiden zwischen dem, was Spielerei, und dem, was Ernst ist, zwischen dem, was Poesie, ästhetische Anregung, Raketenfeuer, und dem, was Hausbrot ist.

### 3

Der neuerwachte nüchterne Wirklichkeitssinn hat sich ja in diesem Kriege zunächst darin gezeigt, daß wir uns durch keine Idealisierungen mehr täuschen lassen über das, was im Menschen ist, und über das Verhältnis, in dem die Menschen zueinander stehen. Die Sonne der Wahrheit hat den Nebelschleier zerrissen, den internationale Kongresse, Monarchenbegegnungen, Toaste, Sympathiekundgebungen um das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch und zwischen Volk und Volk gewoben hatten. Nachdem die Nebel des liebenswürdigen Scheinverkehrs zerstoßen sind, tun sich die Abgründe auf, die Menschen und Völker voneinander scheiden. Wir merken, Deutsche und Engländer, Deutsche und Amerikaner haben sich im Grunde nie wirklich verstanden. Und es kommt erst dann Wahrheit in den internationalen Gedankenaustausch, wenn wir uns darüber keine Illusionen mehr machen, sondern offen eingestehen, daß das gegenseitige Sich-nicht-mehr-verstehen-Können vollständig ist. In allem, was wir seit Englands Kriegserklärung in dieser Beziehung erlebt haben, hat sich das Wort Jesu als weltgeschichtliche Wahrheit bewährt: "Es ist nichts Verborgenes, das nicht offenbar werde." Und auch das andere Jesuswort, das in seiner gewaltigen Nüchternheit so stark von der idealistischen Beurteilung des Menschen in Philosophie und Dichtung abweicht: "Aus dem Menschenherzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsches Zeugnis, Lästerung."

Aber nicht nur in der Beurteilung des Menschen und seines inneren Zustandes ist seit Kriegsausbruch "die Wahrheit auf dem Marsch". Auch in Bezug auf das, was uns als Heilmittel für die Not des Menschen, als Lösung des Lebensrätsels angeboten wird, gibt uns der Todesernst eine eigentümliche Fähigkeit, zwischen Wirklichkeit und tönender Phrase zu unterscheiden. Als Tolstoi, mitten im Leben vom Tod umfassen, vor dem letzten Rätsel des Daseins stand und sich nun zunächst bei der Philosophie und Naturwissenschaft Rat holte, durchschaute er sofort die Hohlheit der höchsten Allgemeinbegriffe, die uns die Philosophen als Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Daseins anzubieten haben. Er merkte, alle diese allgemeinen Begriffe, wie "das Unendliche", "das Absolute", "die Einheit unseres Ich mit unserem wahren Selbst", diese großen Worte, die man in der Friedenszeit von monistischer Seite unserem Volk als Lösungen des Welträtsels verkündigt hat, sind keine Antworten auf die Frage: "Wozu?" und "Was dann?", sondern nur Wiederholungen der Frage, philosophisch verschnörkelte, künstlerisch stilisierte Fragezeichen. Ebenso ging

es Tolstoi mit dem Entwicklungsgedanken, den ihm die Naturwissenschaft anbot. Soviel er auf dem Gebiete der Naturforschung erklärt, angesichts des unendlichen Ganzen, dem wir nach dem Tode in die Arme fallen, läßt er uns im Stich. Denn er stellt nur für die zeitliche, endliche Ordnung der Dinge ein Gesetz auf. So wacht jetzt auch bei vielen in unserem Volk ein wunderbar sicherer Instinkt auf, der bei allem, was ihm geboten wird, zu unterscheiden weiß zwischen dem, was tönende Worte und leere Hülsen sind, und dem, was den Hunger unseres Geistes nach Wirklichkeit zu stillen vermag. Manchem jungen Arbeiter ist es mit dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat gegangen wie es dem Oberlehrer, den Karl Busse in seiner Kriegsnovelle schildert, mit seinem Faust ging. "Es kam eine Stunde, wo er auch mich verließ. Er sank langsam mit der Welt zurück, aus deren schönsten Säften und Kräften er gewonnen ist."

Aber wir dürfen noch einen Schritt weitergehen und sagen: Dieser neue Wirklichkeitssinn, der angesichts des Todes erwacht, ist eine unmittelbare Vorbereitung für das Verständnis des Evangeliums vom gekreuzigten Christus. Es ist das Unterscheidungsvermögen, das im Johannes-Evangelium mit der Fähigkeit der Schafe verglichen wird, die Stimme des Hirten, der sein Leben für die Herde einsetzt, von der Stimme des Mietlings zu unterscheiden, der nicht Hirte ist. Ein Student von der Armee Hindenburgs schrieb mir aus dem Osten, über den furchtbaren Märschen im Anfang des Krieges sei ihm zunächst sein ganzes religiöses und philosophisches Gedankenleben einfach versunken und erloschen. Aber dann, als ein Rasttag kam, seien ihm die Augen für die Person Christi ganz neu aufgegangen, er habe sie wieder schauen können wie in der Kinderzeit. In Zeiten schwerer körperlicher und seelischer Erschütterungen, die unser Geistesleben bis in die Grundfesten erzittern lassen, wird uns mit einem Male klar, daß uns Ideen, und wären es die höchsten, wie z.B. die Idee der Berührung des Unendlichen mit dem Endlichen, keinen Halt bieten können. Denn Ideen bedürfen immer einer gewissen Klarheit und Hochspannung des Denkens, um festgehalten zu werden. Sie gleichen einer Lichtspiegelung auf dem Wasser unseres Geistes. Das Wasser muß ruhig sein, wenn sich die Himmelslichter klar darin spiegeln sollen. Sobald aber die Wogen vom Sturm gepeitscht werden, wird das Spiegelbild zerrissen und schwankt unsicher mit den Wellenbewegungen auf und ab. Was uns Halt geben soll, darf nicht mitschwanken, wenn unsere Seele auf- und abwogt. Es darf nicht mit zerrissen werden, wenn unser Geist seine ruhige Klarheit verliert. Es darf also nicht Idee sein, sondern muß den Charakter eines Tatbestandes haben, der sich nicht verändert, wenn auch in unserem Geist alles drunter und drüber geht. Ich muß der erlösenden Wirklichkeit gegenüber das wohlige Gefühl haben, das ich jedem wirklichen Tatbestand gegenüber habe. Ich brauche mich nicht anzustrengen, um ihn ins Dasein zu rufen. Er war da, ehe ich war. Ich brauche mich auch nicht anzustrengen, um ihn festzuhalten. Er trägt mich. Ich kann ohne jede Anstrengung auf ihm ruhen, mich von ihm umfangen lassen, darin in Deckung liegen, wie man todmüde und verwundet mitten im feindlichen Feuer in einem bombensicheren Unterstand still in Deckung liegt. So lernt unser Geschlecht im Granatfeuer des Weltkriegs wieder das Teuerste und Kostbarste im Evangelium erfassen, das ihm die Philosophie der Ideen aus dem Herzen gerissen hatte, nämlich das große Perfektum der frohen Botschaft: "Es ist vollbracht"; "da wir noch Sünder waren, ist Christus für uns Gottlose gestorben"; "mit einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden". Es erwacht wieder ein Verständnis dafür, daß der Kern des Evangeliums von der Vergebung unserer Schuld nicht ein Gegenwartserlebnis ist, das dem Wechsel der Stimmung ausgesetzt ist, sondern eine vollendete Tatsache, also unerschütterliche, ewig stillstehende Vergangenheit.

Und wir können noch einen Schritt tiefer gehen. Auch für den Inhalt des erlösenden Tatbestandes gibt uns der Seelenzustand, in den uns der Krieg versetzt, ein neues Verständnis. Solange wir noch glauben, wir könnten von unserem begrenzten Beobachtungsfeld, speziell vom menschlichen Geistesleben aus, sichere Schlüsse auf das Weltganze machen, suchen wir die Offenbarung der weltbeherrschenden Macht,

wenn wir überhaupt eine solche suchen, "auf der Menschheit Höhen", dort, wo nach dem Schillerwort die Sänger und die Könige wandeln. Wir machen es, wie es nach der biblischen Erzählung die Menschen machten, die einen Turm bauen wollten, dessen Spitze bis an den Himmel reichen sollte. Wir glauben, wir könnten vom Boden der Erde, vom Fundament unserer menschlichen Erfahrung, durch einen kühnen Aufbau von Schlüssen zunächst zu den Höhepunkten des Menschendaseins, zu den Staatsgewaltigen, Künstlern, Welteroberern und Göttern der Erde, und von diesen vollends zu Gott emporsteigen. Auf diesem Wege hat das Heidentum immer den Weg zu Gott gesucht, sowohl das griechische wie das moderne Heidentum. Erst, wenn uns angesichts des Todes der unendliche Abstand zum Bewußtsein gekommen ist, den wir durchmessen müssen, um von unserem kleinen Erfahrungsbezirk zum Weltganzen zu kommen, bricht uns dieser ganze aus menschlichen Schlüssen aufgeführte Turm zu Babel zusammen. Wir sehen, dieser ganze Versuch, über die Höhen der Menschheit zu Gott hinaufsteigen zu wollen, ist verfehlt. Denn die höchste Spitze der Pyramide ist genau so weit vom Himmel entfernt, wie ihr Grundstein. Denn der Abstand zwischen Himmel und Erde ist unendlich. Die höchste Höhe der Menschenmacht ist genau so weit entfernt von Gott, wie die tiefste menschliche Armut. Denn die Größe Gottes, der das Weltganze erfüllt, ist völlig inkommensurabel und unvergleichlich mit allem, was wir Menschen groß nennen; last sich also überhaupt nicht messen mit menschlichen Groenmastaben. Von hier aus gewinnen wir Verstandnis für die göttliche Größe, die im Todesleiden Jesu liegt. Wir ahnen die über alles Menschenma hinausliegende Herrlichkeit desselben. Gott kam gerade um seiner göttlichen Größe willen ganz klein zu uns, nahm Knechtsgestalt an, um jede heidnische Verwechslung mit menschlicher Größe von vornherein unmöglich zu machen. Weit entfernt von aller weltlichen Macht und Casarenpracht ließ sich Christus wehrlos wie ein Lamm zur Schlachtbank führen; es wurde ihm auch nach seinem Tode nicht, wie wir so gerne möchten, eine glänzende Ehrenrettung vor der Welt zuteil, sondern er wurde nur im Verborgenen von den Seinigen, die ihm nachgefolgt waren, als Auferstandener gesehen. Es mußte unmöglich gemacht werden, daß man ihn menschlich bewundern kann, wie man einen Mächtigen der Erde oder einen Genius bewundert. Nur so konnte seine göttliche Größe von denen verstanden werden, die ihm wirklich nachfolgten und um seinetwillen die Welt und ihr eigenes Leben nicht lieb hatten bis in den Tod.

Aber biegen wir mit derartigen Gedanken nicht wieder in den Weg ein, auf dem die Versuche einer früheren Zeit liegen, dem Menschen die Glaubenswahrheit durch Verstandesschlusse nahezulegen? Nein. Denn gerade, wenn alle Brücken abgebrochen sind, die von unserer Erfahrungsinsel hinüberführen zum Geheimnis des Weltganzen, wenn alle unsere Blendlaternen erloschen sind und wir im Dunkel stehen, so vermag uns niemand durch Gründe zu zwingen, die Sternbilder des Himmelsraums zu sehen, die im Dunkel aufleuchten. Denn wir können ja auch die Augen schließen und trotzig im Dunkel bleiben. Wir können nein sagen zu der leuchtenden Wirklichkeit, die sich uns als Geschenk anbietet. Nur über eins müssen wir uns klar sein. Wenn wir dem großen Geschenk ein Nein entgegensetzen, so ist auch diese Ablehnung, in welcher Form sie auch geschehen mag, keine wissenschaftliche Aussage, sondern ein reiner Glaubensakt, ein kühner Versuch, auf die "leere Tafel", die das wissenschaftliche Nachdenken über das Weltganze hinterlast, mit zitternder Menschenhand etwas hinzuschreiben, etwa die Behauptung: Das Weltganze ist ein materieller Mechanismus von Körperchen, oder: Es ist Kraft und Stoff, oder: Es ist ein dunkler, unbewuter Drang, eine ziellose Entwicklung. Ja, selbst, wenn wir den scheinbar allein wissenschaftlichen Weg einschlagen, den Weg des jetzt so weitverbreiteten Agnostizismus, wenn wir sagen: *Ignoramus et ingorabimus* (d.h. wir wissen nicht und werden nicht wissen), wir verzichten auf jede Vermutung über das Weltganze, die über das hinausgeht, was man sehen und greifen kann, selbst dann leben wir in einem Glaubenswagnis, denn auch das Fragezeichen, das wir in diesem Fall auf die leere Tafel malen, ist ein menschliches Zeichen, eine Aussage des menschlichen Verstandes. Wenn wir eingesehen haben, daß wir

von uns aus keine Aussage über das Weltganze auf die leere Tafel schreiben können, woher nehmen wir den Mut zu der Behauptung, daß es an sich unmöglich ist, etwas über dieses Ganze zu sagen? Woher wissen wir, daß man nicht wissen kann? Wie, wenn man vielleicht doch etwas darüber wissen könnte, wenn aus einer Richtung, in der wir bisher noch gar nicht ausgeschaut hatten, eine Antwort auf die große Frage käme oder schon gekommen wäre?

So läßt sich das, was zur Verteidigung des Glaubens gegen Einwände geschehen kann, noch heute in dem Ziel zusammenfassen, das Paulus im 1. Kap. des Römerbriefes aufstellt, wenn er sagt, was die Menschen aus Vernunft und Natur über Gottes Wesen ansehen können, diene dazu, "daß sie keine Entschuldigung haben". Die Stürme, die jetzt das Haus der christlichen Kultur des Abendlandes umtoben und alles umstürzen, was auf Sand gebaut ist, führen uns vielleicht von unserer stolzen Höhe wieder zur ursprünglichen Armut des christlichen Glaubens zurück, in den Urzustand des Christentums, da noch keine weltgeschichtliche Bestätigung, keine christliche Weltkultur da war, mit der man prangen konnte. Der Lärm der wissenschaftlichen Gründe und Gegengründe kommt wieder zum Schweigen, die das einsame Ringen der Seele mit Gott so oft gestört hat. Und die Mühseligen und Beladenen finden wieder den Weg zu dem Einsamsten unter allen Menschen.

**Summary:** "The Present Task of Apologetic"

The constant confrontation with the reality of death in the course of World War I produced a variety of faith reactions, but a common question to emerge was: "What meets us beyond the boundaries of the present life?" The question had already taken on importance in a post-Copernican age in which the centrality of humanity and God in the universe had been questioned, raising the issue of whether death hands us over to a mechanistic power or a personal God.

Christian faith seeks to address to issue in its assurance that nothing can separate us from the love of God. When convinced of this reality, nothing in our observation of, or experience within, the cosmos can threaten faith which trusts in the unseen reality of God and God's love. Faith makes us independent from our experiences in the world and anxiety toward the future.

The horrible reality of World War I with its constant reminder of death could even be used in preparation for the reception of the Gospel. The reality of Christ's coming did not depend on the manifestation of his power among the powers of the world at that time, but itself ended in apparent death in the eyes of the world. Yet here, too, the unseen reality of God's love was at work.